

Robin Cook
Ein teurer Tod

Buch

Pia Grazdani, der eine brillante Karriere in der medizinischen Forschung bevorsteht, arbeitet an der Columbia University im Medical Center an einer bahnbrechenden Entdeckung, die das Gesundheitswesen revolutionieren könnte: am Ersatz kranker Organe durch künstlich geschaffene. Als eine persönliche Tragödie über das erfolgsverwöhnte Labor hereinbricht, sieht sich Pia mitsamt ihrem Kommilitonen George Wilson mit einer höchst gefährlichen Situation in dem Hochsicherheitslabor konfrontiert.

Währenddessen machen sich zwei ehemalige Wall Street Whiz Kids Gedanken über einen Coup, der ihnen in der Versicherungsindustrie Millionen einbringen könnte. Erst werden nur Daten manipuliert; dann kommt es zu einem weiteren Todesfall ...

Autor

Robin Cook hat lange Jahre in der medizinischen Forschung und als HNO-Arzt gearbeitet. Inzwischen widmet er sich ganz dem Schreiben seiner Bestseller, von denen mehrere für das Fernsehen verfilmt wurden. Robin Cook sagt von sich, dass er die Leser mit seinen Medizin-Thrillern einerseits unterhalten will, andererseits möchte er auf die Gefahren aufmerksam machen, die die medizinische Forschung, aber auch die Praxis täglich mit sich bringen. Er lebt heute als freier Schriftsteller mit seiner Frau in Florida.

Von Robin Cook bereits erschienen

Die Operation (36826), Crisis (36860), Toxin/Schock (36400, Doppelband), Labor des Teufels (36503), Die Hand des Bösen (37159), Todesengel (37613), Obduktion (37705), Testphase (37912)

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Robin Cook

Ein teurer Tod

Thriller

Deutsch von Anne Döbel

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Death Benefit« bei Putnam, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

I. Auflage

Deutsche Erstausgabe Juni 2014
bei Blanvalet Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Robin Cook
All rights reserved including the right of reproduction
in whole or in part in any form.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß/Augsburg,
unter Verwendung eines Motivs von Shutterstock

Redaktion: Barbara W. Bortal

wr · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38323-8

www.blanvalet.de

Gewidmet allen Pflegekindern

Prolog

Krasnojarsk, Russland

14. März 2011, 16.22 Uhr

Prek Vllasi legte den rechten Zeigefinger auf die vernarbte Stelle an der Oberlippe, wo ein Riss in seiner Kindheit nur grob versorgt worden war. Er machte es ohne nachzudenken viele Male am Tag, besonders wenn er unter Druck stand. Und gerade jetzt, da er in einem verdreckten Zimmer im zehnten Stockwerk eines heruntergekommenen Hochhausblocks aus der Sowjet-Ära stand und von Minute zu Minute nervöser wurde.

Prek sah wieder auf die Uhr und blickte hinüber zu Genti Hajdini. Genti lehnte an einem Klapp Tisch und gähnte ab und zu, während er seine Fingernägel mit dem Taschenmesser reinigte. Jedes Mal, wenn er Genti ansah, war Prek aufs Neue fasziniert von den harten Konturen der Hakennase des Leutnants. Im Profil sah sie eher wie die scharfe Seite einer Axt aus.

Ja, er war ganz sicher, dass die Tschetschenen kommen würden, hatte ihm Genti gerade zum zehnten Mal gesagt. Vertrauenswürdige Leute aus der albanischen Heimat hatten sich dafür verbürgt.

Obwohl er sie fühlen konnte, griff Prek nach der Pistole Marke Makarov, die über dem Gesäß in seinem Gürtel steckte. Die Puma-Tasche mit den fünfhunderttausend Euro stand auf dem Boden. Genti hatte die Pistolen und

das Geld in einer Lkw-Ladung türkischen Obstes versteckt und war mit ihr quer durch Russland gefahren. Kein Wunder, dass er müde war. Sie konnten nichts anderes tun als warten.

Es war eisig kalt. Die Höchsttemperatur des Tages hatte bei minus 7 Grad Celsius gelegen, und die Sonne würde in anderthalb Stunden untergegangen sein. Der Himmel hatte dieselbe schmutzige Färbung wie die Gebäude und das gesamte Gelände. Prek fing an, in dem großen Zimmer, das anscheinend früher einmal ein Gemeinschaftsraum in diesem Wohnkomplex direkt am Stadtrand gewesen war, hin- und herzulaufen.

Prek war ein Mann, der sich gut vorbereitete, und deshalb hatte er sich über Krasnojarsk informiert. Ungefähr 65 Kilometer südlich des Jenisseis lag die Stadt Schelesnogorsk, die besser bekannt war unter ihrem Sowjet-Namen Krasnojarsk-26. Die Stadt war eine gesperrte Zone. Hier gab es Fabriken, in denen Gott weiß was für exotische und gefährliche Materialien verarbeitet worden waren, um Gott weiß was für Vernichtungsmittel herzustellen. In den drei Kernkraftwerken, von denen das letzte erst vor kurzem außer Betrieb genommen worden war, war waffenfähiges Plutonium hergestellt worden. Über Jahre hatten die Sowjets den radioaktiven Abfall aus den Kraftwerken einfach in den Fluss entsorgt, bis sie sich eines Besseren besannen, Hunderte von Schächten bohrten und den todbringenden Schlamm unter die Erde pumpeten. Prek war sich bewusst, dass um ihn herum so viel Radioaktivität vorhanden war, wie einhundert Tschernobyls produzieren würden, die in den Kavernen vor sich hin brummen. Das war ein weiterer Grund dafür, dass er liebend gern von hier verschwinden würde.

Leise betraten zwei Männer den Raum. Sie sahen drah-

tig und wild aus und trugen identische schwarze Mäntel. Genti sah auf.

»Artur? Nikolai?«

Einer der Männer ging weiter, bis er etwa drei Meter von Prek entfernt stehenblieb. »Ich bin Artur«, sagte er und deutete dann auf seinen Begleiter: »Das ist Nikolai.«

Prek warf Genti einen Blick zu, der ihm zunickte. Das waren die Namen, die man ihm genannt hatte: Artur Zakoyev und Nikolai Dudaev.

»Sie verlangen viel Geld«, sagte Prek auf Russisch.

»Man kommt nicht so mal eben an das Zeug ran«, erwiderte Artur. »Wenn's so leicht wäre, wozu bräuchtet ihr dann uns? Wofür ist das überhaupt? Wollt ihr es irgendwo so richtig krachen lassen?« Artur grinste breit. Damit spielte er darauf an, dass die Substanz dazu benutzt werden konnte, Zünder für Atomwaffen herzustellen.

Prek zuckte zusammen, als er Arturs Zähne sah. Sie waren in einem grauenvollen Zustand.

»Was wir damit vorhaben, ist allein unsere Sache«, sagte Prek. »Woher wissen wir überhaupt, dass es echt ist? Es muss gut sein, nicht so ein altes Dreckszeug, das irgendwo in eurem Lager herumgelegen hat!«

»Ihr müsst uns schon vertrauen. Es ist genau das, wofür ihr uns bezahlt habt. Habt ihr das Geld?«

Prek blickte nach unten auf die Tasche und stieß sie mit dem Fuß in Arturs Richtung. Er sah Nikolai an, der rechts hinter seinem Boss stand. *Er hat jetzt schon zum zweiten Mal auf seine Uhr gesehen*, sagte sich Prek. Artur machte einen Schritt vorwärts und ging in die Hocke, seine Hände hielt er dabei vor sich ausgestreckt. Sie alle kannten die Prozedur: die Hände unten und deutlich sichtbar seitlich des Körpers halten. Artur zog den Reißverschluss der Tasche auf, holte ein Bündel Einhundert-Euro-Noten heraus und

blättertete sie mit seinem Daumen einmal durch. Prek bemerkte, dass Nikolai schon wieder auf die Uhr sah.

Er wartet auf jemanden, dachte Prek. Er sah zu Genti, der Artur dabei beobachtete, wie der das Geld zählte. *Er wartet auf jemanden, der spät dran ist*.

»In diesem Fall müsst ihr wiederum uns vertrauen«, sagte Prek. Er war nun in Eile. »Das Geld ist vollständig da, jetzt übernehme ich die Ware.«

Artur stand auf, die Hände hielt er wieder hoch.

»Okay, okay!« Seinen rechten Arm behielt er oben, als ob er einen Eid leisten würde, und griff mit der linken Hand in seine rechte Manteltasche. Er zog etwas Kleines heraus. Prek wippte auf seinen Fersen vor und zurück. Er würde keine Zeit haben zu reagieren, aber er wusste, dass Genti beiden Tschetschenen innerhalb einer Sekunde in die Köpfe schießen konnte.

Aber es war keine Pistole, sondern eine kleine Phiole aus Aluminium, etwa siebeneinhalb Zentimeter hoch und zweieinhalb Zentimeter dick. Prek trat vor, nahm die Phiole und schob sie in seine Hosentasche. Nikolai sagte etwas, das Prek nicht verstand, und ohne ein weiteres Wort drehten sich die Tschetschenen um und gingen. Artur trug die Tasche mit dem Geld.

»Komm, los!«, befahl Prek auf Albanisch.

An der Tür ging er nach links, in die entgegengesetzte Richtung, aus der sie gekommen waren und wohin die Tschetschenen verschwunden waren.

»Aber das Auto steht doch dahinten!«, sagte Genti, aber Prek rannte bereits zu einer Treppe auf der weiter entfernten Seite des Gebäudes. Aus dem anderen Treppenhaus hallten laute Stimmen und der Klang von Nagelschuhen auf Beton zu ihnen herauf. Darauf hatten die Tschetschenen also gewartet, und es handelte sich sicher nicht

um Mitglieder der Handelskammer, die den Albanern für das abgeschlossene Geschäft danken wollten. Glücklicherweise hatte sich das russische Timing seit dem Zusammenbruch des Kommunismus nicht verbessert.

Mit gezogenen Waffen rannten Prek und Genti die Stufen hinunter. Vor sich sah Prek Polizeiwagen und schwarze Vans mit offenstehenden Türen. Er änderte die Richtung, rannte zur Rückseite des Gebäudes, Genti dicht hinter ihm. Die Tschetschenen liefen vor ihnen zu einem einsamen Auto, das in einer Ecke des ummauerten Hofes geparkt war. *Verdammte Amateure!* Prek erkannte die Gelegenheit.

Die Tschetschenen sprangen ins Auto, Artur knüppelte den Rückwärtsgang ein, das Auto schoss rückwärts und wirbelte herum, so dass es nach vorne gerichtet war. Bevor Artur den Gang einlegen konnte, waren Prek und Genti bereits auf dem Wagen und feuerten jeweils drei Schuss durch die Windschutzscheibe. Artur war getroffen und in dem Sitz nach hinten gedrückt worden, und sein Fuß presste das Gaspedal herunter, so dass der Motor im Leerlauf auf vollen Touren lief. Prek und Genti öffneten die Türen und rissen die Tschetschenen aus dem Auto. Artur war tot, in seinem Kopf klaffte ein Loch. Nikolai hatte zwei Treffer in den Hals abbekommen. Das Blut sprudelte in Fontänen aus der Luftröhre, und mit jedem Strahl wich das Leben immer mehr aus ihm. Prek rammte den ersten Gang ein und jagte vorwärts, auf der Suche nach einer anderen Straße, die sie aus dem Gebäudekomplex führen würde. Preks Herz drohte, den Brustkorb zu sprengen, und er fluchte laut. Er saß auf Glassplittern und musste sich vornüberbeugen, um nicht mit der grauen Masse in Berührung zu kommen, die aus Arturs Schädel auf die Kopfstütze hinter ihm gespritzt war.

»Was ist passiert?«, rief er.

»Sie haben uns verraten!«, schrie Genti. »Da!« Er zeigte auf eine Fahrspur neben der Anliegerstraße, die aus der Wohnanlage herausführte. Er wusste, dass sie auf der Landstraße keine fünf Minuten in einem Auto ohne Windschutzscheibe unterwegs sein konnten, bevor sie entdeckt würden.

»Hey!«, rief Genti erfreut, als Prek auf der ungepflasterten Straße das Tempo verringerte. Prek sah über seine Schulter nach hinten, und Genti drehte den Kopf, bis er den Rücksitz komplett sehen konnte. Mit Blut bespritzt, aber ansonsten völlig unbeschädigt, lag dort die Puma-Tasche. Prek schlug mit der Hand auf das Lenkrad, drehte sich zu Genti um, und beide Männer lachten lange und laut.

TEIL 1

1

*Columbia University, Medizinische Hochschule
New York City*

28. Februar 2011, 7.23 Uhr

Das Mädchen, es ist zwölf Jahre alt, erwacht mit einem Ruck. Es liegt auf einer dünnen Matratze in einem niedrigen, schmalen Bett, und um es herum ist eine Gruppe Mädchen. Sie sind älter – sechzehn, siebzehn –, und während sie um es herumschleichen, starren sie mit offensichtlich böser Absicht auf es hinab. Einige unterdrücken ein Kichern, andere lachen. Es ist kein Lachen des Glücks, sondern der freudigen Erwartung. Es ist noch immer Nacht. Es stehen noch weitere Betten in dem langgezogenen Raum, und das Mädchen weiß, dass diejenigen, die in diesen Betten liegen, wach sind. Aber sie werden ihr nicht zu Hilfe kommen, denn sie wissen, was dann passieren würde.

Starr vor Angst ist das Mädchen zu keiner Reaktion fähig, als die Bande über es herfällt. Während es aus dem Bett geschleift wird, sieht es die Anführerin der Folterknechte. Das Gesicht der Rädelsführerin ist zu einer Grimasse des Wahnsinns verzerrt. Trotzdem weiß das Mädchen, dass es nicht um Hilfe rufen darf. Plötzlich kommt von irgendwoher aus dem Schlafsaal ein lautes, klopfendes Geräusch. Und noch einmal.

Pia Grazdani, sechsundzwanzig Jahre alt, schreckte panisch und mit kaltem Schweiß bedeckt aus dem Schlaf

hoch. Einen Moment lang wusste sie nicht, wo sie sich befand. Als sie merkte, dass sie sicher und in ihrem Zimmer im Wohnheim der Medizinischen Hochschule der Columbia University war, atmete sie hörbar erleichtert aus. Jemand klopfte an die Tür.

Pia holte nochmal tief Luft, sprang aus dem Bett, lief schnell im Flanellpyjama die drei Schritte zur Tür, zog den Riegel des Sicherheitsschlusses zurück und öffnete. Wie erwartet stand George, ihr Kommilitone im vierten Jahr des Medizinstudiums, vor der Tür.

»Pia, weißt du eigentlich, wie spät es ist? Heute willst du doch garantiert nicht zu spät kommen!« Sein Tonfall war nicht so streng, wie seine Wortwahl vermuten ließ. Mit einer Körperlänge von einem Meter fünfundachtzig überragte George Wilson Pia um siebzehn Zentimeter, aber aus irgendeinem Grund fühlte er sich immer viel kleiner, wenn er in Pias Nähe war. Er erklärte es sich damit, dass sie einen starken und kämpferischen Charakter hatte und manchmal ziemlich launisch sein konnte.

Pia hielt die Tür auf, und George lief ein paar Schritte in das Zimmer hinein. Pia ließ die Tür zufallen, drehte sich herum und hastete an George vorbei, wobei sie sich im Gehen ihr Pyjamaoberteil über den Kopf zog. George sah Pias nackten Rücken an, sah den Schwung ihrer Schulterblätter, die wie ein Rahmen um die makellose, olivfarbene Haut wirkten. Sie stand vor der Kommode und zog heraus, was sie heute tragen wollte. Dabei entdeckte sie im Spiegel, wie George sie anstarrte.

»Entschuldige, George, ich konnte erst nicht schlafen, und als ich dann doch eingeschlafen war, habe ich schlecht geträumt. Geh ruhig schon vor, ich hol dich später ein!«

Damit richtete Afrodita Pia Grazdani ihre volle Aufmerksamkeit darauf, sich fertig zu machen. Als sie die

Pyjamahose fallen ließ, drehte sich George weg und sah aus dem Fenster. Er hätte sie gerne weiter beobachtet, traute sich aber nicht. Stattdessen konzentrierte er sich auf die spektakuläre Aussicht, die er und alle anderen Medizinstudenten inzwischen als selbstverständlich hinnahmen. Er blickte auf die gigantische George-Washington-Brücke, die Manhattan mit New Jersey verband. Der normale morgendliche Stoßverkehr war in beiden Richtungen zum Erliegen gekommen.

»Schon gut, Pia!«, sagte George, »Ich warte auf dich.« Auf der Suche nach etwas, worüber er sprechen konnte, fügte er hinzu: »Ich schätze, du hast noch nicht herausgefunden, wie der Wecker funktioniert, den ich dir gekauft habe. Ich kann dich nicht jeden Tag wecken, du musst dich endlich selbst darum kümmern, pünktlich zu sein! Du kannst ja auch den Wecker in deinem Handy benutzen, wenn dir das lieber ist.«

George hörte auf zu reden. Er hatte sich wieder umgedreht und starrte gebannt auf Pia, die gerade ihr pechschwarzes Haar bürstete. Schlagartig überkam ihn eine tiefe Traurigkeit. Sie hatten nur ein paar Mal miteinander geschlafen – viermal, um genau zu sein –, und Pia hatte George danach immer gebeten zu gehen, bevor er einschlief. Und jedes Mal hatte sie vor eben dieser Kommode gestanden und ihm den Rücken zugewandt, so wie sie es jetzt auch tat. Nach und nach war es George schmerzlich klargeworden, dass sie nicht wirklich miteinander geschlafen hatten während dieser kostbaren Momente, sondern dass sie einfach Sex gehabt hatten: rein, raus, aus die Maus, vielen Dank, tschüs!

George war ein athletischer Typ, der auf eine smarte, stereotype Art gut aussah mit seinem nicht zu bändigenden blonden Haar und immer ein Lächeln auf den Lippen.

Während seiner Zeit auf einem Ivy League College kam es ihm gelegen, dass viele hübsche Kommilitoninnen ihn als »Sahneschnitte« sahen: Es gab immer ausreichend willige Frauen für ihn. Aber George hatte sich bereits früh in seinem Leben dazu entschlossen, Arzt zu werden, und wollte sich deshalb auf nichts Festes einlassen. Die Folge davon war, dass Georges Liebesleben aus vielen One-Night-Stands und kurzen Affären bestand, in denen er sich emotional kaum einbrachte. Damit hatte er einer Menge Frauen wehgetan, das war ihm klar, besonders jetzt, da sich das Blatt gewendet hatte, und er »Opfer« war und nicht mehr »Täter«. Denn mit Pia war die Lage komplett anders. Sie schien sich wirklich nichts aus ihm zu machen, und das trieb ihn in den Wahnsinn. Unzählige Male hatte er bereits beschlossen, sie zu vergessen, sich gesagt, sie sei es nicht wert, aber er brachte es nicht fertig. Stattdessen wurde sie zu einer wahren Obsession. George wünschte sich verzweifelt eine Liebesbeziehung mit dieser Frau, aber er hatte keine Ahnung, was sie von ihm erwartete und warum es bisher nicht geklappt hatte. Er setzte seit mittlerweile dreieinhalb Jahren alles daran.

»Na, komm schon, worauf wartest du?«, schnauzte Pia ihn an, als sie aus ihrem winzigen Badezimmer kam und noch dabei war, einen blassen Lippenstift aufzutragen, der eher dem Schutz als der Färbung diente. Sie schnappte sich ihren Studentenkittel, zog ihn über und hängte sich das Band mit dem Ausweis des Medical Centers um den Hals. Sie hielt für ihn die Tür hinter sich auf, als ob sie diejenige sei, die warten musste.

George war wie immer innerlich ziemlich zerrissen, als er sich von seinem Gedankenstrom löste und ihr aus dem Zimmer folgte. Er musste fast rennen, um sie einzuholen, als sie durch den Flur zu den Aufzügen eilte.

Pia ging auch weiterhin im Schnellschritt, als sie das Studentenwohnheim verließen und nach rechts zum Gebäudekomplex der Medizinischen Hochschule liefen. Die Uniklinik der Columbia University liegt in Washington Heights am Broadway, dort, wo er sich entlang der Grenze von Upper Manhattan schlängelt. Sogar zu dieser frühen Morgenstunde ging es dort geschäftig zu. Diejenigen, die entschlossen ihren Weg auf der 168. Straße in ihren weißen Kitteln unterschiedlicher Länge verfolgten, waren die Ärzte, Studenten und Angestellten der Kliniken und Forschungsinstitute. Die ankommenden Patienten und deren Angehörige waren zögerlicher. Sie waren damit beschäftigt herauszufinden, wohin sie gehen mussten, und sie waren sichtlich angespannt: Einmal wegen der Gründe, die sie hierhergebracht hatten, und dann noch aus Sorge darüber, was der Tag noch bringen würde.

George schlug seinen Jackenkragen gegen den scharfen Wind hoch, der vom Hudson River um die Kurve herüberwehte, die die Haven Avenue hier nahm und durch die er in die 168. Straße umgelenkt wurde. Morgen war der erste März, der Monat, in dem die Temperaturen jederzeit entweder auf mindestens sechzehn Grad ansteigen oder es genauso gut Schnee geben könnte. Momentan war es zwar nicht ausgesprochen kalt, aber der Wind zeigte deutlich, dass der Winter noch nicht vorüber war.

George und Pia mussten in verschiedene Gebäude, in denen sie ihren Praktikumsmonat im vierten Jahr ihres Studiums absolvieren sollten. Das vierte Jahr an der medizinischen Hochschule bestand aus aufeinanderfolgenden vierwöchigen Praktika und einer Neigungswahlphase, in der die einzelnen Studenten sich für einen Bereich entscheiden konnten, für den sie sich besonders interessierten. In diesem Monat war Pia in der Forschung, genau wie in

ihrem Wahlpraktikum im dritten Jahr an der Uni. George ging zur radiologischen Abteilung, wo auch er schon im vergangenen Jahr gearbeitet hatte. Ihre Auswahl war bemerkenswert passend, da George, Pia und alle anderen des Jahrgangs 2011 vor drei Wochen die Ergebnisse des Assistenzarztzuordnungsverfahrens erfahren hatten. Sowohl Pia als auch George hatten dank ihrer hervorragenden akademischen Bewertungen und gewichtiger Empfehlungen durch Fakultätsangehörige Plätze an der Uniklinik der Columbia University erhalten: Pia in der Inneren und George in der Radiologie. Durch ein besonderes Arrangement konnte Pia parallel am Doktorandenprogramm in Molekulargenetik teilnehmen, das es ihr ermöglichen würde, die Laborarbeit weiterzuerfolgen und gleichzeitig den Anforderungen einer Assistenzärztin gerecht zu werden.

Heute sollte Pia im William Black Forschungsgebäude den bekannten Molekulargenetiker Dr. Tobias Rothman, den Gewinner nicht nur des Nobel-, sondern auch des Laskerpreises, treffen. Allerdings war Dr. Rothman an der Medizinischen Hochschule mehr als wegen seiner Leistungen dafür bekannt, dass es sehr schwierig war, mit ihm zu arbeiten, da er keinen Wert legte auf gesellschaftliche Umgangsformen. Rothman ertrug keine Dummköpfe um sich herum. Tatsächlich ertrug Rothman überhaupt niemanden um sich herum, außer seinem langjährigen Forschungsassistenten, Dr. Junichi Yamamoto. Zu Beginn des dritten Studienjahrs hatte es George beunruhigt, wenn er an Rothmans Ruf dachte und daran, dass Pia mit ihm in seinem Labor arbeiten musste. Aber da er wusste, dass auch Pia sehr schwierig sein konnte, entspannte er sich. Seine persönliche Erfahrung war, dass man davon ausgehen konnte, dass sie in nahezu jeder Situation des Lebens ihre Frau stand. Wie sich zu jedermanns Erstaunen – auch zu

Pias – herausstellte, verstand sie sich ausgezeichnet mit dem berühmt-berüchtigten Forscher. So war es auch dazu gekommen, dass Rothman vorschlug, Pia solle das Doktorandenprogramm an der Columbia absolvieren und den praktischen Teil in seinem Labor. Bis Pia auf der Bildfläche erschienen war, hatte Rothman für niemanden Mentor gespielt. Eine ganze Weile stellte die gesamte Medizinische Hochschule wilde Spekulationen darüber an, was da um Himmels willen lief zwischen der ungewöhnlichen, attraktiven Studentin und dem überall unbeliebten, aber respektierten Griesgram, der die bedeutendste Forschungsgröße des Zentrums war.

»Pia, warte auf mich!«, rief George. Auf ihre typische, in sich versunkene Art war Pia in der Menge ein Stück vor George geraten. George wich der Phalanx weiß bekittelter Studenten aus, die vor dem Black-Gebäude unterwegs waren, und drängte sich nach vorne, um mit Pia aufzuschließen, bevor sie das Gebäude betrat. Er zog sie zur Seite. Pia sah mit weit aufgerissenen braunen Augen zu ihm hoch, als ob sie erstaunt sei, ihn zu sehen, obwohl sie doch mit ihm hergelaufen war.

»Wollen wir zusammen zu Mittag essen? Heute ist der erste Tag, da sind sie vielleicht noch nicht so streng. Ich weiß, dass es ab morgen für mich ziemlich chaotisch werden wird.«

»Ich weiß nicht, George. Rothman ist ... Rothman ist – du weißt schon ...«

»Rothman ist ein asoziales Arschloch! Das ist es, was ich weiß.«

»Lass uns nicht streiten. Ich kann mir vorstellen, was du und wahrscheinlich jeder andere über ihn denkt, aber der Mann geht anständig mit mir um. Ich weiß allerdings noch nicht, was er heute oder für den Rest des Praktikums mit

mir vorhat. Deshalb kann ich keine Essenspläne schmieden, bevor ich nicht weiß, was heute passiert!«

»Ich kann dir verraten, was die meisten Leute denken, was er mit dir vorhat!«

»Ach, bitte!«, winkte Pia genervt ab. »Fang nicht schon wieder damit an! Ich habe dir schon so oft gesagt, dass der Mann nicht einen einzigen Annäherungsversuch gemacht hat, oder auch nur eine schlüpfrige Bemerkung in meiner Gegenwart. Aber er ist nun mal ein Genie, das glaubt, von Idioten umgeben zu sein, und damit könnte er sogar recht haben – zumindest im Vergleich zu ihm. Er interessiert sich ausschließlich für seine Arbeit, und an der bin auch ich interessiert. Ich weiß, dass sein Verhalten oft asozial ist, aber mich akzeptiert er zum Glück. Ich kann es kaum abwarten, da reinzugehen. Sollte ich im Laufe des Tages Zeit haben, rufe ich dich auf dem Handy an.«

Einen kurzen Moment lang sah George rot, eine Welle unbegründeter Eifersucht auf diesen Idioten Rothman überflutete ihn. Wirklich jeder hasste diesen Kerl, und nun stand die Frau vor ihm, von der er besessen war, und schickte ihn mehr oder weniger davon, damit sie endlich mit diesem alten Miesepeter zusammen sein konnte, anstatt zu besprechen, wie sie zum wahrscheinlich letzten Mal in diesem Monat gemeinsam zu Mittag essen konnten. George holte tief Luft und betrachtete dabei Pias eindeutig abweisenden Gesichtsausdruck. Wieder einmal überkam ihn der Gedanke, warum zum Teufel er dieser Frau ständig hinterherlief, obwohl sie seine Gesellschaft anscheinend nicht besonders schätzte.

Sein Instinkt sagte George, dass er es überbewertete, ob sie nun plante, sich mit ihm zum Essen zu treffen oder nicht, aber er konnte nicht anders. Denn das war nur ein Punkt auf einer langen Liste von Vorfällen. Als sie das letz-

te Mal Liebe gemacht hatten – wie George es gern nannte im Gegensatz zu Pia, für die es »Gelegenheitssex« war –, hatte er versucht, ihr offen zu sagen, wie er sich fühlte durch ihre abweisende Art. Ihre Reaktion darauf war wie die jetzige wegen des Mittagessens: Sie war verärgert. Und natürlich hatte er sich nicht besser gefühlt, nachdem er ihr seine Gefühle offenbart und ihr Zimmer verlassen hatte, sondern er befürchtete stark, dass er sie für immer vergrault hatte. Hatte er aber nicht. Stattdessen war auf Georges Mailbox eine überraschende Nachricht hinterlassen worden: »Vielleicht solltest du bei Gelegenheit Sheila Brown anrufen.« Die Handynummer folgte. George rief Sheila Brown an und führte das seltsamste Telefongespräch seines bisherigen Lebens. Er sollte während dieses einen Gesprächs mehr über Pias Vergangenheit erfahren, als sie ihm jemals verraten hatte.

»Hi, ich bin George Wilson. Pia Grazdani bat mich, Sie anzurufen.«

»Hallo, George! Pia hat mir gesagt, dass Sie anrufen werden. Ich war eine Zeit lang Pias Betreuerin und ihre Therapeutin. Sie gab mir die Erlaubnis, mit Ihnen zu sprechen.«

»Oh, äh, okay ...« Betreuerin? Was auch immer George erwartet hatte, das war es nicht.

»Ich weiß, es ist mehr als ungewöhnlich, dass Therapeuten mit Fremden über Patienten sprechen, aber Pia hat mich darum gebeten.«

Therapeutin? Dieses Gespräch versprach, interessant zu werden.

»Normalerweise würde ich nicht mit Ihnen sprechen, da es gegen einige Berufsvorschriften verstößt, aber Pia hat mich überzeugt, es doch zu tun. Wenn ich dabei helfen kann, dass Pia damit abschließt, was sie als Heranwach-

sende erleben musste, bin ich bereit, in einem angemessenen Rahmen alles nur Mögliche zu tun.

Ich habe einige Jahre mit Pia gearbeitet, nachdem sie als Pflegekind aufgewachsen und auch eine Zeit lang in einer – wie man es früher nannte – Besserungsanstalt untergebracht war. Daher weiß ich, dass sie es immer etwas, sagen wir mal, schwierig findet, eine wirkliche Beziehung zu jemandem aufzubauen. Vertrauen zu fassen ist ihr Problem. Sie hat mir nicht viel von Ihnen erzählt, aber allein die Tatsache, dass sie mich gebeten hat, mit Ihnen zu reden, finde ich sehr vielversprechend. Ich denke, sie möchte, dass Sie etwas über sie erfahren, aber sie kann es Ihnen nicht selbst sagen. Also bittet sie mich – also die Person, von der sie annimmt, dass sie sie am besten kennt, das zu übernehmen. Pia hat andere Vorstellungen von Privatsphäre und Bindungen als die meisten Menschen.«

Diese schmerzliche Erfahrung hatte George bereits selbst gemacht.

Ohne genauer ins Detail zu gehen, ermutigte Sheila George, es »weiter mit Pia zu versuchen«, weil er ihrer Meinung nach »gut« für Pia sei. Sheila beendete das Gespräch, nachdem sie George zusätzlich zu ihrer Handynummer die Telefonnummer ihres Büros gegeben hatte, für den Fall, dass er sie irgendwann nochmal anrufen wollte.

Was George niemals tat. Und trotz Sheilas Beteuerungen zweifelte er an der Professionalität des Gespräches. Gleichzeitig war er für die Informationen dankbar. Er brachte Pia gegenüber nie direkt zur Sprache, dass er über ihre Zeit als Heimkind Bescheid wusste, sondern versuchte vielmehr, sie dazu zu bringen, allgemein von ihrer Kindheit zu erzählen. Unglücklicherweise reagierte sie darauf jedes Mal sehr ablehnend, sie wollte darüber nicht reden. Es war ein absolutes Tabu. Für George war das okay, er schob

das Thema beiseite und dachte nicht mehr daran. Er ließ ihr so viel Zeit, wie sie brauchte.

Mit gespitzten Lippen atmete George hörbar aus. Diese kurze Verzögerung gab ihm die Chance, sich zu sammeln und nicht mit irgendetwas herauszuplatzen, was ihm später leidtun würde. Er versuchte zu verbergen, dass er aufgebracht war.

»Also gut, ich hoffe, dein Tag verläuft so wie du ihn dir vorstellst!«, sagte er schließlich. »Es ist mir klar, dass du dein Leben selbst regeln kannst, Pia. Aber ich verstehe wirklich nicht, wie du es aushalten kannst, mit ihm zu arbeiten.«

»Ich muss mich nicht toll mit ihm verstehen, George. Wir sind ja schließlich nicht im Kindergarten! Alles, was ich will, ist, dass er mich akzeptiert, dass ich von ihm lerne und dass er meiner Karriere nützt. Wir sind erwachsen – wir müssen nicht unbedingt Freunde sein.«

Diesen Satz hatte sie schon früher gesagt, und George musste sich fragen, ob sie damit Rothman oder ihn selbst meinte. Georges Angst, Pia könnte ihn verlassen, stieg wieder in ihm hoch.

»Okay«, sagte George schlicht und hielt die Handflächen in gespielter Kapitulation hoch. »Tut mir leid, dass ich überhaupt davon angefangen habe!«

»Hör auf, dich zu entschuldigen!«, entgegnete Pia scharf. Sie sah auf ihre Uhr. »Du klingst wie ein Idiot, wenn du dich entschuldigst. So, jetzt komme ich wirklich zu spät.«

Pia eilte davon. George sinnierte darüber, wann Pia wohl aufgestanden wäre, wenn er sie nicht geweckt hätte. Er kam nicht drumherum festzustellen, dass sie sich nicht einmal dafür bedankt hatte. Davon abgesehen, hatte sie sich auch nicht mit ihm zum Mittagessen verabredet. Leider war das alles ärgerlich wie immer.

Pia zeigte dem Sicherheitsmann ihren Ausweis, so wie

alle anderen Studenten auch, die überwiegend in ihrem ersten und zweiten Studienjahr und auf dem Weg zu ihren Acht-Uhr-Vorlesungen waren. Doch sie schlug eine andere Richtung ein, nahm den Aufzug zum vierzehnten Stockwerk des Black Forschungsinstituts und nahm Kurs auf Rothmans großzügig geschnittenen Labor. Er verfügte über den meisten Raum in der gesamten Forschungsabteilung der Medizinischen Hochschule.

Sobald sie die anonym wirkende Metalltür zum Labor-komplex durchschritten hatte, war zu spüren, dass der Arbeitsalltag bereits in vollem Gange war. Die drei Laboranten Panjit Singh, Nina Brockhurst und Mariana Herrera hatten sich um die Kaffeemaschine geschart, die für die Angestellten bereitstand. Sie hatten ihre tägliche Routine, das Kalibrieren aller relevanten Instrumente, schon hinter sich gebracht.

Rothman, der sehr pingelig mit dem war, was er aß oder trank, hatte in seinem Büro eine Nespresso-Maschine stehen, die ausschließlich er und sein langjähriger Weggefährte, Dr. Junichi Yamamoto, benutzen durften.

»Guten Morgen, Miss Grazdani!«, sagte Marsha Langman, Rothmans Sekretärin, die an ihrem Schreibtisch saß. Eine Augenbraue übertrieben betont hochgezogen, war ihr Blick auf die Uhr an der gegenüberliegenden Wand gerichtet. »Das lassen Sie besser nicht zur Gewohnheit werden!«

Pia folgte ihrem Blick und las die Uhrzeit ab. Der Minutenzeiger sprang gerade in die nächste Position: Es war 7.49 Uhr. Pia blieb stehen und drehte sich halb zu Rothmans absolut loyaler Sekretärin, um die unvermeidliche Rüge entgegenzunehmen.

»Sie wissen doch, er möchte, dass jeder früh hier ist!«, sagte Marsha vorwurfsvoll.

»Ich bin nicht zu spät!«, antwortete Pia. Es war üblich,

dass Vorlesungen und andere Aktivitäten für Studenten um acht Uhr begannen, es sei denn, sie hatten vorher nächtlichen Bereitschaftsdienst, was bisweilen durch bestimmte Rotationen erforderlich war.

»Tja, aber früh dran sind Sie auch nicht. Beginnen Sie das Praktikum nicht auf dem falschen Fuß! Und vielleicht sollte ich Sie noch vorwarnen: Sie werden Gesellschaft haben in Ihrem Büro. Ein Techniker ist da drin und versucht, ein Problem mit der Verkabelung zu lösen. Das Sicherheitssystem funktioniert nicht.«

»Wie lange wird das dauern?«

Marsha, eine Afroamerikanerin mittleren Alters, die einen Laborkittel trug, obwohl ihre Position das nicht erforderte, zog eine Grimasse, die ausdrückte: *Woher soll ich das wissen?*

Pia war verärgert. In ihrem so generös betitelten »Büro« war kaum ausreichend Platz für sie selbst.

»Hat der Chef heute Morgen Zeit für mich?« Pia war eine der wenigen Menschen, die nicht reflexartig um Rothman dienerten und warteten, bis er zu ihnen kam. Sie sah Marsha direkt an, als sie die Frage stellte. Die Laboranten gaben keinen Laut von sich. Pia fragte sich, ob sie ihren Gang zur Kaffeemaschine extra so gelegt hatten, dass sie Pias vorhersehbares Nicht-zu-früh-Kommen beobachten und obendrein lauschen konnten, nur damit sie keine Gelegenheit verpassten, anschließend darüber tratschen zu können.

»Sie wissen ganz genau, unter welchem Zeitdruck er immer steht«, antwortete Marsha. »Er ist gerade enorm unter Druck, sein neuestes Salmonella-Typhi-Projekt, an dem er zusammen mit Dr. Yamamoto arbeitet, abzuschließen. Wir müssen das Manuskript in den nächsten Tagen zum Medizinjournal *The Lancet* schicken.«

Marsha drückte sich immer so aus, als ob sie aktiv in der Forschung tätig war. Das war Teil ihrer Strategie, Hindernisse und Hürden zu bauen für diejenigen, die Rothmans Zeit beanspruchen wollten. Sie passte auf ihn auf wie ein scharfer Wachhund.

»Er ist seit sechs Uhr früh da drin«, wobei mit »da drin« das Labor der Biosicherheitsstufe 3 gemeint war, kurz BSL 3 genannt, in dem die Forschungsarbeit an den Salmonellenstämmen stattfand. »Ich will mal sehen, ob ich zu ihm durchkomme, um ihm zu sagen, dass Sie ihn sprechen möchten.«

»Danke«, sagte Pia, wobei ihr die Verärgerung anzusehen war. »Zu ihm durchkommen« bedeutete, einen Schalter zu drücken und mit Rothman über das Interkom-System zu sprechen. Pia hasste es, Zeit zu verschwenden, und da sie das letzte Projekt abgeschlossen hatte, das ihr von Rothman aufgetragen worden war, musste sie mit ihm sprechen, um abzuklären, was sie diesen Monat tun sollte. Und nun hing auch noch ein Arbeiter in ihrem Büro herum und verkomplizierte die Dinge zusätzlich.

Dabei konnte sich Pia glücklich schätzen, überhaupt ein Büro zu haben. Nur wenige, die in diesem Labor arbeiteten, konnten sich über so ein Privileg freuen. Als Rothmans ranghöchster Assistent nach einem Streit über ein nebensächliches Detail im Laborverfahren gefeuert worden war, bezog sein Nachfolger, Arthur Spaulding, das Büro, das näher am Labor der Biosicherheitsstufe 3 lag, und Pia übernahm Spauldings Besenkammer. Pia sah, dass ihre Bürotür nur angelehnt war, und ihre Nackenhaare sträubten sich. Dort wurden sensible Akten aufbewahrt, auch wenn nur eine Handvoll Menschen auf dieser Erde verstehen konnten, was darin stand. Als sie eintrat, sah sie, dass ihr Labortisch, der ihr außerdem als Schreibtisch

diente, besetzt war: Ein Schaltplan war darauf ausgebreitet, auf dem Instrumente und Kabel lagen. In der Ecke des winzigen, fensterlosen Raums stand eine Trittleiter mit einer menschlichen Gestalt auf der obersten Standfläche, Kopf und Schultern waren in der abgehängten Decke verschwunden. Drei Deckenpaneele waren abgenommen und gegen die Wand gelehnt worden.

»Entschuldigen Sie!«, rief Pia. Als keine Antwort kam, rief sie lauter: »He, Sie da oben!«

Pias scharfer Ton ließ den Mann zusammenzucken, so dass er sich den Kopf an einem Rohr an der Decke stieß. Er warf einen Blick auf Pia und stieg von der Leiter. Er war schätzungsweise vierundfünfzig, hatte graue Bartstoppeln, und sein Haar war grau meliert. Er trug einen dunkelblauen Overall. Seine Stirn war von tiefen Falten gezeichnet, und er hatte die eingefallenen Wangen und die blasse Gesichtsfarbe eines Menschen, der schon sein ganzes Leben lang rauchte. Sein Körper war dünn, aber muskulös. Auf seinem Sicherheitsausweis stand »Vance Goslin«.

»Wie lange brauchen Sie hier noch?«, wollte Pia wissen. Dabei hatte sie die Arme in die Hüften gestemmt.

Goslin war sofort fasziniert von Pias außergewöhnlicher und exotischer Schönheit, von ihrer makellosen schimmernden Haut, von ihren vollen Lippen und vielleicht am meisten von ihren riesigen, dunklen Augen. Ihr Reiz wurde noch verstärkt durch ihr spürbares Selbstvertrauen und ihre unverblünte Offenheit. In Goslins Welt benahmen sich Mädchen, die wie Pia aussahen, eindeutig anders. Er fühlte sich nicht nur oberflächlich zu ihr hingezogen. Er war leidenschaftlich fasziniert.

»Hängt davon ab, wann ich das Problem finde«, sagte er. Er deutete auf zwei Bereiche des Schaltplans auf dem Arbeitstisch. Er hatte einen ausgeprägten Akzent, der Pia

vertraut war, besonders in Verbindung mit dem Namen Goslin. »Wenn das Problem hier liegen sollte, ist es keine große Sache, das hinzukriegen. Sollte es aber hier sein, wird es schwieriger. Aber egal wie, wir kriegen das schon hin. Es könnte vielleicht schon heute Abend erledigt sein.«

Als er mit seiner Erklärung fertig war, nickte Goslin und scannte eifrig Pias wohlgeformten Körper weiter. Er tat dies ganz offen, als ob er das Recht dazu hätte. Schließlich blieb sein Blick auf Pias Klinikausweis hängen. »Grazdani«, formten seine Lippen, wobei er die Augenbrauen fragend hochzog. »Na, das ist mal ein ungewöhnlicher Name!«

Pia antwortete nicht, so dass er schon glaubte, sie sei schwerhörig.

»Ihr Name ist ungewöhnlich! Italienisch?«, fragte er deutlich lauter. Dabei lächelte er schelmisch, als ob er wüsste, dass Grazdani kein italienischer Name war. Das war seine Art zu flirten.

»Nein, nicht italienisch. Und warum schreien Sie so?«

In ihrem ganzen Leben hatte Pia, wenn überhaupt, nur zweimal über ihre albanischen Wurzeln gesprochen, und sie würde es ganz sicher nicht mit diesem Menschen tun. In New York City lebten Tausende von Albanern, und Pia erinnerte sich ausreichend an die Sprache, um einen albanischen Akzent zu erkennen, wenn sie ihn hörte. Einmal, als sie sich gerade eine Pizza bestellte, fingen zwei junge Männer hinter dem Tresen miteinander an, in ihrer Muttersprache sehr offen über Pias körperliche Vorzüge zu sprechen, bis sie die beiden auf Englisch fragte, ob sie wollten, dass sie sich mit einer Beschwerde über ihre Unhöflichkeit an den Manager wendete.

»Also, ich würde auf Albanisch tippen«, sagte Goslin, weiterhin lächelnd. »Ich stamme selbst von Albanern ab und habe eine Menge albanischer Freunde hier in New

York. Sie sind alle als Haustechniker beschäftigt, so wie ich. Wir haben sozusagen die Branche übernommen ...«

Pia hörte ihm nicht zu. Es war kaum eine Stunde her, dass sie von einem ihrer Kindheitsschrecken geträumt hatte. Nun fügte dieser Mann einen weiteren hinzu: ihren Vater. Damit steigerte er ihre Verärgerung zusätzlich. Obwohl sie diesem Haustechniker nicht das kleinste bisschen anbot, das ihn zu weiterer Konversation ermutigen konnte, hörte er nicht auf zu reden. Er wollte sie unbedingt in ein Gespräch verwickeln.

»Wo kommen Sie denn nun her?«, insistierte er. Er kniff seine Augen zu Schlitzen zusammen, neigte den Kopf zur Seite und taxierte sie, bereit dazu, gleich die nächste Vermutung zu äußern. Eine solche Situation war Pia nicht fremd. Viele Menschen, besonders Männer, versuchten ihre Abstammung anhand ihres Aussehens zu bestimmen, und kamen mit Vorschlägen wie griechisch, libanesisch oder auch iranisch. Aber mit diesem Typ wollte sie sich auf kein Spiel einlassen, auch wenn er mit ihrem Namen ins Schwarze getroffen hatte. Ihr Vater war tatsächlich Albaner, ihre Mutter Italienerin.

»Ich bin Amerikanerin«, sagte Pia. »Beeilen Sie sich mit Ihrer Arbeit! Ich brauche mein Büro so bald wie möglich.«

»Und was arbeiten Sie hier?«, fragte Goslin in der schwachen Hoffnung, das Gespräch am Laufen zu halten.

Pia antwortete nicht. Sie verließ den Raum und hielt nur kurz, um einige Akten mitzunehmen, von denen sie annahm, sie würde sie brauchen.

Zur Überraschung der Laboranten, die mittlerweile von der Kaffecke zu ihren jeweiligen Arbeitstischen zurückgekehrt waren, kam plötzlich Rothman aus dem Sicherheitslabor heraus. Das war deshalb eine Überraschung, weil jeder erwartet hatte, dass er sich, wie in den vielen

vergangenen Wochen, den ganzen Tag darin verschanzen würde. Vorschriftsversessen wie er war, war er durch die Luftschleuse gegangen und hatte seine Schutzkleidung abgestreift, bevor er seine Straßenkleidung angezogen hatte. Ohne seinen Laborkittel ähnelte er eher einem smarten Banker als einem Forscher, der eben noch mit extrem ansteckenden, Typhus verursachenden Salmonellen gearbeitet hatte. Obwohl er sich sehr asozial verhielt, legte er bei seiner Kleidung große Sorgfalt an den Tag. Das passte nicht zu ihm, denn es wirkte so, als sei es ihm wichtig, was andere über ihn dachten. Aber das kümmerte ihn nicht. Die Kleidung entsprach seinem Wesen. Tagein, tagaus dasselbe Ensemble: ein konservativer dreiteiliger italienischer Anzug, ein gebügeltes weißes Hemd, eine dunkelblaue Krawatte mit passendem Einstecktuch, dazu schwarze Mokassins. Er war kein großer Mann, aber seine Ausstrahlung gab ihm Größe. Mit seinen schnellen Bewegungen und seiner kämpferischen, aufrechten Körperhaltung wirkte er sehr dominant, und sein Gesichtsausdruck ermutigte andere nicht dazu, ihn anzusprechen. Das dunkelbraune Haar war passend zum konservativen Anzug frisiert. Sein scheinbar einziges Zugeständnis an die derzeitige Mode schien seine fast unsichtbare, randlose Brille mit Titangestell zu sein.

Während Rothman zu seinem Büro ging, folgten ihm die Blicke der Laboranten. Es war für alle offensichtlich, was ihn aus seinem Biosicherheitslabor herausgetrieben hatte: Als er Pia entdeckte, nickte er ihr zu, ihm zu folgen. Nachdem sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, tauschten die Assistenten wissende Blicke miteinander aus, in denen aber auch etwas Eifersucht zu erkennen war. Sie alle wussten, dass Rothman unter dem Druck stand, den anstehenden *Lancet*-Artikel fertigstellen zu müssen. Er

hätte das Labor niemals verlassen, um mit einem von ihnen zu reden. In ihren Augen war Pia eine Streberin, was durch ihre nicht gerade freundliche Art noch verstärkt wurde. Ähnlich wie Rothman war sie immer zu beschäftigt für einen kollegialen Smalltalk und blieb für sich allein. Außerdem fanden sie, dass Pia ein wenig zu gut aussah für eine Medizinstudentin, und dachten gehässig, dass sie lieber diese Rolle im Fernsehen spielen sollte. Pia war den Laborangestellten ein Rätsel, das noch rätselhafter wurde durch das Gerücht, sie würde später eine Nonne werden.

Hätten die Angestellten einen Blick ins Innere von Rothmans Büro werfen können, wäre das Gefühl der Eifersucht sofort verschwunden. Die Szene wirkte, als ob Rothman und Pia in einem obskuren Ritual gefangen waren, anstatt eine Unterhaltung zu führen. Während der Dauer ihrer kurzen Begegnung sah keiner den anderen an. Nachdem Rothman ihr gesagt hatte, sie solle die aktuelle Salmonellenstudie redigieren, nahm er eine der beiden Ausfertigungen von seinem Schreibtisch und sah sie intensiv durch. Pia wirkte ähnlich unaufmerksam, mit gekreuzten Armen sah sie auf ihre Schuhspitzen. Der Laie würde auf beiden Seiten eine gewisse kommunikative Unfähigkeit entdecken, der klinische Psychologe aber, ließe man ihm etwas mehr Zeit, würde in diagnostisch präziserer Sprache einiges hinzufügen.

Schließlich beugte sich Rothman in halb stehender Position über den Schreibtisch und händigte Pia den Artikel für *Lancet* aus. »Kümmern Sie sich darum, dass er einwandfrei ist! Ich will ihn morgen früh wieder zurückhaben. Morgen besprechen wir dann, was Sie den Rest des Monats tun werden.«

Er sah sie immer noch nicht an. »Ich will nur so viel sagen: Sie haben sich schon immer mehr für meine Stamm-

zellenarbeiten interessiert als für meine Salmonellenprojekte, und ich unterstütze Sie dabei gerne. Das haben Sie sich verdient, weil Sie jetzt endlich praktische Kenntnisse über die Genetik besitzen und nicht nur den Müll wissen, den man Ihnen in den Vorlesungen beibringt.

Und noch etwas: Zwei Studenten aus dem vierten Jahrgang wurden mir von der verdammten Dekanin fürs Monatspraktikum aufgezwungen. Machen Sie sich Gedanken darüber, was die beiden arbeiten könnten, während sie hier sind. Das ist keine leichte Aufgabe. Ich bin sicher, dass sie zu nichts zu gebrauchen sind.«

»Wo sind sie, und wie kann ich sie treffen?«

»Sie sollen morgen anfangen. Dr. Yamamoto wird Sie miteinander bekannt machen. Mir geht es hauptsächlich darum, dass ich nicht will, dass sie zu viel von Junichis Zeit verplempern, anscheinend gefällt ihm der Mist ja auch noch. Ich will, dass er sich auf unsere Arbeit konzentriert!«

»Mit diesem Handwerker in meinem Büro kann ich überhaupt nichts machen.«

»So wie ich verstanden habe, wird er seine Arbeit dort im Verlauf des heutigen Tages beenden. Also dann: bis morgen!« Rothman interessierte sich nicht besonders für die Details, die notwendig waren, damit sein riesiges Labor funktionierte. Schlagartig war er wieder ganz vertieft in das *Lancet*-Manuskript.

Pia ignorierte, dass Rothman sie verabschiedet hatte, und sagte: »Ich möchte Ihnen noch etwas sagen: Die Ergebnisse des Zuordnungsverfahrens sind gekommen. Ich werde hier an der Columbia das kombinierte Doktorandenprogramm machen, also in Zellbiologie bei Ihnen, wie Sie so großzügig vorgeschlagen haben, und gleichzeitig als Assistenzärztin der Inneren. Ich hoffe, das freut Sie!«

»Nein, das tut es überhaupt nicht!«, brauste Rothman auf, und sein berüchtigter Zorn stieg in ihm hoch. »Ich bin enttäuscht! Ich habe Ihnen nicht einmal, sondern bestimmt ein Dutzend Mal gesagt, dass es für Sie, genau wie für mich, eine komplette Zeitverschwendung ist, wenn Sie die Stelle als Assistenzärztin in der Inneren Medizin annehmen. Ich denke, dass Sie, genau wie ich, für die Forschung bestimmt sind und nicht für die praktische Medizin. Sie sollten Vollzeit hier im Labor arbeiten können! Und das habe ich in meinem Empfehlungsschreiben für das Doktorandenprogramm auch angegeben!«

Spannung lag in der Luft. Einige Sekunden lang sprach keiner, auch wechselten sie keinen Blick.

»Aber ich muss an die Schwestern denken!«, sagte Pia. Ihre Ausbildung war teilweise von den Missionarsschwestern vom Heiligen Herzen, einem internationalen Orden mit Sitz in Westchester County, finanziert worden. Dorthin war Pia geflüchtet auf der Suche nach emotionaler Sicherheit, nachdem sie mit achtzehn das Pflegeheim verlassen hatte.

Anfangs hatte Pia noch darüber nachgedacht, in das Kloster als Nonne einzutreten, aber sie entschied sich anders, nachdem sie das Äquivalent einer Highschool durchwandert und ins Studentenleben an der New York University hineingeschnuppert hatte.

Als Folge davon änderte sich die Beziehung zu den Schwestern und besonders zur Mutter Oberin, sie wurde zunehmend geschäftlicher. Pia würde zwar noch immer ihre medizinische Ausbildung beenden und nach Afrika gehen, um dort die Missionsarbeit der Organisation zu unterstützen, aber nicht als Novizin.

Zwar hatte Pia jeweils volle Stipendien der New York University und der Medizinischen Hochschule an der

Columbia erhalten, trotzdem hatte der Orden immer einen großen Anteil beigesteuert. Verständlicherweise fühlte Pia sich verpflichtet. »Ich kann nicht mit einem Plan brechen, den ich vor zehn Jahren gemacht habe. Ich bin zwar durchaus mit Ihnen einer Meinung, dass ich eher dafür geeignet bin, in der Forschung zu arbeiten, dennoch muss ich mich an den ursprünglichen Plan halten und eine praktizierende Ärztin werden, um – zumindest eine gewisse Zeit lang – dem Orden zu dienen.«

Rothman murmelte eine Reihe von Flüchen vor sich hin. Er schüttelte ungläubig seinen Kopf.

»Ich stehe hier und mache Ihnen das Angebot, mit meiner Stammzellenforschung medizinische Geschichte zu schreiben, und worüber muss ich mir Sorgen machen? Über einen Haufen Nonnen in Westchester.«

Er machte eine Pause, um seine Gedanken zu ordnen. »Über wie viel Geld sprechen wir hier?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen?«

»Ach, kommen Sie schon! Seien Sie nicht so begriffstutzig. Was glauben Sie, wie viel Sie denen schulden? In Dollar?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich in solchen Werten darüber denke.«

»Wir wollen es doch nicht kompliziert machen. Nennen Sie mir eine Zahl, wie auch immer Sie die errechnen.«

Pia sinnierte einen Moment lang über dieses Anliegen. Das war keine leichte Aufgabe. Sie hatte noch nie darüber nachgedacht, was es in Zahlen wert gewesen war, dass die Schwestern sie gehegt und gepflegt und ihr Sicherheit gegeben hatten nach ihren furchtbaren Erlebnissen als Pflegekind. Sie zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß nicht. Vielleicht fünfzigtausend? So in etwa.«

»Erledigt«, sagte Rothman. »Sie werden von meiner

Bank ein Darlehen über fünfzigtausend erhalten, und ich werde dafür bürgen.«

Pia war sprachlos. Noch nie in ihrem Leben war irgendjemand finanziell für sie eingesprungen, und schon gar nicht für einen Betrag in Höhe von fünfzigtausend Dollar. Sie hatte keine Ahnung, wie sie reagieren sollte. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, murmelte sie.

»Dann sagen Sie einfach nichts! Wir werden nochmal darüber reden, aber für den Rest des Tages möchte ich, dass Sie das Manuskript für den *Lancet* bearbeiten. Das müssen Sie unbedingt prüfen, und die Statistiken müssen kontrolliert werden. Ich weiß, Sie sind ein Genie, was Statistiken angeht.«

Rothman stand auf. Er verließ das Büro, wieder absolut konzentriert auf den Artikel, den er zwischendurch immer wieder gelesen hatte. Pia war fassungslos. Rothman hatte ihr gerade eine große Summe Geld angeboten und sie um ihre Hilfe bei einem existenziellen Projekt gebeten.

»Okay«, sagte Pia laut zu sich selbst. »Ich habe ein paar Dinge zu erledigen. Aber zuerst muss ich diesen Handwerker in meinem Büro loswerden.«

Sie folgte Rothman aus dem Zimmer und machte sich auf den Weg zu dem Labortisch, an dem sie sich vorübergehend eingerichtet hatte.

Kloster der Schwestern vom Heiligen Herzen

Westchester, New York

28. Februar 2011, 7.20 Uhr

Gewappnet mit Dr. Rothmans Zusage für finanzielle Unterstützung, vereinbarte Pia für den Abend desselben Tages einen Termin mit der Mutter Oberin des Konvents der Schwestern vom Heiligen Herzen. Das war kein Zusammentreffen, auf das sie sich sonderlich freute. Pia erinnerte sich daran, wie die Mutter Oberin sie vor Jahren, als sie noch ein Teenager war, auf der Mauer zum Kloster sitzend gefunden hatte, nachdem sie mit ihrer damaligen Pflegefamilie, die nur wenige Kilometer entfernt wohnte, in Streit geraten war. Sie hatte Pia mit hineingenommen, und sie hatten miteinander gesprochen. Das Resultat davon war, dass Pia bereits am nächsten Wochenende mit der Erlaubnis ihrer Familie wiederkam, um allgemeine Aufgaben zu übernehmen und zu helfen. Der Rest ist bekannt: Pia zog in das Kloster, sobald sie volljährig geworden war, und überlegte, vielleicht sogar einmal Novizin zu werden.

Pia würde der Mutter Oberin für immer dankbar sein für alles, was diese in all den Jahren für sie getan hatte. Vor allem dafür, dass sie ein besseres Leben erfuhr als das, das sie während ihrer Pflegeheimzeit hatte. Und obwohl sie strenggenommen in einer weiteren Institution aufgenommen wurde, hatte Pia endlich Frieden gefunden. Die Mut-

ter Oberin hatte ihr nicht nur einfühlsam das Einleben in den Alltag der Ordensgemeinschaft erleichtert, sondern sie auch in ihren entscheidenden Wendepunkten jenseits der ruhespendenden Klostermauern unterstützt. So war es erst durch die Beharrlichkeit der Mutter Oberin dazu gekommen, dass Pia sich für eine akademische Ausbildung entschied und eine nicht nur akzeptable, sondern ausgezeichnete Schülerin wurde. Aber die Zeit an der Highschool und der Besuch der Universität hatten Pia die Möglichkeit gegeben, so viel über sich selbst zu erfahren, dass sie erkannte, dass ein Leben als Nonne nicht das Richtige für sie war. Stattdessen entschied sie sich für eine Karriere im medizinischen Bereich, wo sie die Chance für sich sah, herausragende Leistungen zu erzielen und einen ähnlichen Frieden zu erlangen. Außerdem hatte sie während ihrer aufwühlenden und langen Zeit als Pflegekind die Ärzte als höchste Macht- und Kontrollinstanz kennengelernt, wenn es um persönliche Schicksale ging. Aber ihre Entscheidung hatte Konsequenzen, ganz besonders in Bezug auf die Mutter Oberin.

Vor ungefähr fünf Jahren hatte Pia schon einmal ein ähnliches Treffen mit der Frau gehabt. Damals hatte Pia ihr gestanden, dass sie keine Novizin, sondern lieber Ärztin werden würde. Das Gespräch war sehr anstrengend, da die Mutter Oberin sichtbar enttäuscht war und ihr das auch deutlich zeigte. Aber sie hatte Pia auch gleichzeitig zu ihrem neuen Berufswunsch ermutigt und dabei davon erzählt, wie verzweifelt die Missionen des Ordens in Ostafrika Ärzte suchen würden. Nun, auf dem Weg zum schlichten Büro der Mutter Oberin, wusste Pia, dass sie eine ähnlich schwierige Situation – wenn nicht eine noch schwierigere – vor sich hatte als damals, als sie sich gegen das Nonnenleben entschieden hatte. Je mehr sie über ihre

Ziele nachdachte, umso stärker stimmte sie Rothmans Meinung zu, dass sie außerordentlich qualifiziert für die medizinische Forschung war.

»Pia, meine Liebe, es ist eine Wohltat, dich zu sehen! Wir haben dich so vermisst. Die Schwestern erkundigen sich alle jeden Tag nach dir.«

»Ich freue mich auch, Ehrwürdige Mutter!«

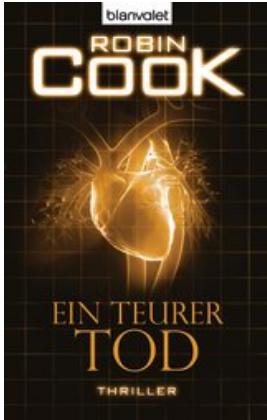
Pia hielt ihren Blick fest auf ihre Hände gerichtet, die ineinandergefaltet auf ihrem Schoß lagen. Sie fühlte, dass ihre Anspannung bis kurz vorm Zerbersten angestiegen war, und hoffte, ihre Stimme würde sie nicht verraten. Sie hatte sich schlicht gekleidet mit einem schwarzen, knielangen Kleid und schlichten Pumps. Auf den ersten Blick hatte die Mutter Oberin genauso ausgesehen wie damals vor zehn Jahren, als sie sich das erste Mal begegnet waren. Die Ordenstracht verstärkte diesen Eindruck. Aber Pia konnte die Zeichen des Alterns erkennen. Als die Mutter Oberin um den Tisch herum gegangen war, um Pia zu begrüßen, war sie langsam gegangen. Und Pia fand, dass ihre Hand sich knochiger und zierlicher auf ihrer Schulter anfühlte als noch bei ihrem letzten Besuch vor ungefähr einem Monat.

Während der kurzen Bahnfahrt raus aus Manhattan war Pia noch einmal durchgegangen, was sie sagen würde. Sie wollte sich absolut deutlich ausdrücken, damit es zu keinem Missverständnis kam. Sie war sich ihrer Entscheidung sicher, sogar sicherer noch als in Rothmans Büro, aber sie wusste, dass die Mutter Oberin die Gewohnheit hatte, das zu ignorieren, was ihr ein anderer sagte und was ihr nicht passte, um dann einfach zu einem Punkt der Konversation zurückzukehren, der ihren Interessen und Vorstellungen besser entsprach.

Während sie weiter Nettigkeiten austauschten, durch-

lief Pia gedanklich all die außergewöhnlichen Veränderungen in ihrem Leben, die seit ihrem Eintreffen im Kloster geschehen waren. Sie hatte damals ein anderes Leben abgelegt, wenigstens hatte es sich so angefühlt. Mittlerweile war sie in ihrem vierten Jahr an der medizinischen Hochschule – das klang noch immer unglaublich in ihren Ohren. Sie erinnerte sich daran, wie schwierig es gewesen war, die Universität zu überzeugen, sie aufzunehmen. Wie schwer es gewesen war zu begründen, warum sie mit achtzehn Jahren einem katholischen Orden beitreten wollte, der missionarisch in Afrika tätig war. Die Vorstellung an der New York University war ein Kinderspiel gewesen. Von Anfang an waren die Leute von der Zulassungsstelle ohne Einschränkung davon überzeugt, dass Pia als eine junge Frau, die aus der Pflegekindbetreuung kam, einen wertvollen Beitrag zum Facettenreichtum der Studentenschaft leisten würde.

Columbia wiederum hatte früh Bedenken geäußert und mögliche Probleme befürchtet, dass Pias Hintergrund ihr Handeln negativ beeinflussen und ihre Fähigkeit einschränken könnte, mit Patienten mitzufühlen. Sie hatten ihre Zweifel nicht auf eine so deutliche Weise formuliert, aber Pia hatte sehr wohl begriffen, worum es ihnen ging. Ganz besonders, nachdem sie gebeten wurde, ein Gespräch mit einem der Hochschulpsychiater zu führen. Da ihr klar war, dass sie dazu nicht aufgefordert worden wäre, wenn kein Interesse an ihr bestanden hätte, willigte Pia ein. Zu ihrer Überraschung verlief das Gespräch angenehmer, als sie erwartet hatte. Der Psychiater war mit der Ungerechtigkeit des New Yorker Kinderheimsystems bestens vertraut und zeigte sich mitfühlend, als er erfuhr, dass sie zwischen ihrem sechsten und achtzehnten Lebensjahr unter der zweifelhaften Ägide dieses System hatte aufwachsen



Robin Cook

Ein teurer Tod

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 560 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38323-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2014

Die medizinische Fakultät der Columbia University steht vor einer bahnbrechenden Entdeckung, die das Gesundheitswesen revolutionieren könnte: der Ersatz kranker Organe durch künstlich geschaffene. Doch dann bricht eine persönliche Tragödie über das erfolgsverwöhnte Team herein ... Währenddessen planen zwei ehemalige Wall-Street-Händler einen Coup, der ihnen in der Versicherungsindustrie Millionen einbringen könnte. Erst werden nur Daten manipuliert; dann kommt es zu einem weiteren Todesfall ...

 [Der Titel im Katalog](#)